



SASHA

If you believe

DIE AUTOBIOGRAFIE

KNAUR *

Sasha Röntgen-Schmitz

If you believe

Die Autobiografie

Inhaltsübersicht

WIDMUNG

VORWORT - IF YOU BELIEVE

AUF DER REISE

A-SEITE

GUTE SCHULE

PARTY, PARTY, PARTY

B-SEITE

THIS IS MY TIME

Bildteil

GUTE SACHE

BRAVE NEW WORLD

THE ONE

GUCKERKIND

ALLES AUF FREUNDSCHAFT

LICHTERKETTEN

DANKE!

Für Otto

VORWORT - IF YOU BELIEVE

Wenn mir vor ein paar Jahren jemand erzählt hätte, dass ich in meinem Leben noch mal irgendwas veröffentlichen würde, wo »If you believe« draufsteht, hätte ich ihm einen Vogel gezeigt. Klar, der gleichnamige Song war Ende der Neunziger mein Durchbruch als Sänger. Er war europaweit ein Hit, in Italien zehn Jahre lang die Werbemelodie für Nutella, und es kommen heute immer noch die unterschiedlichsten Leute zu mir, die sagen: »Mann, ›If you believe‹ war 'ne krasse Nummer, ein echt geiler Song.«

Über solche Komplimente freue ich mich. Gerade, weil ich früher nie mit ihnen gerechnet hätte. Um mal die Karten auf den Tisch zu packen: Mein großer Favourite war »If you believe« am Anfang nicht. Als mir der Song 1998 bei den Aufnahmen zu »Dedicated to ...« zum ersten Mal vorgelegt wurde, dachte ich eher, das Team macht Witze. Das war die schmierigste und seltsamste Nummer, die mir je untergekommen war. Ohne klassische Popsong-Schreibe, stattdessen mit diesem komischen Laber-Laber-Gesang und dem superpathetischen Chorus, der wirkte wie ein Walzer.

»Es kann doch nicht euer Ernst sein, dass ihr denkt, dass so was funktioniert«, hab ich gesagt. Aber irgendwie meinten die anderen es tatsächlich ernst und redeten mir gut zu. Weil ich nicht gern streite, ließ ich mich auf einen Kompromiss ein: »Ich sing euch das jetzt einmal ein, damit ihr Ruhe gebt, aber ich sage euch gleich, das ist Zeitverschwendung und vergebene Liebesmüh. Der Song wird mit mir nicht stattfinden. Ich werde mich mit so was nicht in die Öffentlichkeit stellen.«

Schön danebengelegen. Was danach passierte, gehört in die magische Kategorie »Richtiger Typ trifft zur richtigen Zeit am richtigen Ort den richtigen Ton«. Am Ende ist »If you believe« der Inbegriff dessen, was wir in der Musikbranche als Grower bezeichnen. Ein Song, der nicht auf Anhieb zündet, aber im Gedächtnis hängen bleibt und wächst. Das war bei mir so und es ging auch dem Publikum so. Die Nummer brauchte Anlauf, wurde stärker, wuchs. So was ist nach hintenraus viel besser als der auf Anhieb eingängige Hit, weil es bedeutet, dass sich der Song lange halten kann und das Publikum ihn nicht so schnell satthat. Heute, über zwanzig Jahre später, ist »If you believe« eine Art Klassiker. Ein Oldie quasi.

Meine persönliche Reise mit diesem Lied sieht so aus: Erst mochte ich es nicht; als es fertig produziert war, liebte ich es, dann, nachdem ich es gefühlt dreihunderttausendmal gesungen hatte, konnte ich es zwischenzeitlich nicht mehr hören, aber inzwischen hab ich

es für immer ins Herz geschlossen als den Song, der alles möglich gemacht hat.

Was die Titelfindung für dieses Buch betrifft, war ich trotzdem nicht übermäßig begeistert, als zum ersten Mal der Vorschlag »If you believe« im Raum stand und alle spontan mit dem Kopf nickten. Trotzdem hab ich diesmal nicht gleich rumgepoltert. Nicht zuletzt, weil ich beim Songschreiben gelernt habe, dass man Einwände für sich behalten sollte, solange man keine bessere Idee hat. Aber je länger ich drüber nachdachte, desto klarer wurde mir, wie gut die Zeile zu meiner Biografie passt. Denn als ich den Glauben an ein Leben als Entertainer schon fast aufgegeben hatte, sorgte die Single dafür, dass mein Traum schlagartig doch noch wahr wurde. Und als Motto hat mich das auch später mein ganzes Leben lang begleitet. Bis heute hat dieser Claim die Power, die mich davon überzeugt hat, ihn doch noch mal auf ein Cover zu drucken.

Dass ich meine Geschichte hier zum ersten Mal vollständig erzähle, hat nicht nur damit zu tun, dass ich meinen 50. Geburtstag zum Anlass nehme, Zwischenbilanz zu ziehen, sondern vor allem damit, dass ich hoffe, anderen, gerade jungen Menschen, die ebenfalls ihren Träumen hinterherjagen, Mut zu machen. Ich würde nicht behaupten, dass man nur fest genug an egal was glauben muss, damit es wahr wird. Es gibt im Leben viele Hindernisse – individuelle, familiäre, gesellschaftliche –, die einem bei der Verwirklichung von Träumen im Weg stehen

können, das hab ich oft genug selbst erfahren. Allerdings hab ich solche Hindernisse nie als unumstößlich akzeptiert, sondern immer versucht, sie zu überwinden, wenn es das wert war. Als mich meine Grundschullehrerin trotz mittelmäßiger Noten wegen meines sozialen Hintergrunds auf die Hauptschule schicken wollte, setzten meine Mutter und ich alle Hebel in Bewegung, damit ich aufs Gymnasium gehen konnte. Als meine erste Band zu Schulzeiten sich auflöste und in meiner Heimatstadt Soest kein Ersatz in Sicht war, begab ich mich in den Nachbarstädten auf die Suche nach einer neuen. Und als irgendwann meine Solokarriere lief, mir aber über den Kopf zu wachsen drohte, zog ich die Reißleine und meldete eine Auszeit an.

Mindestens so wichtig wie die Tatsache, *dass* man glaubt, ist es am Ende wahrscheinlich, zu wissen, *woran* man glaubt. Als Jugendlicher hatte ich eine Phase, in der ich anfang, an allem zu zweifeln. Nach dem Motto: Wenn der Kosmos so groß und unendlich ist, wen juckt's, was bei uns auf der Erde passiert? Und was zählt so ein kleines Menschenleben in einem Universum, das Millionen von Jahren alt ist? Ich hab meine komplette Existenz infrage gestellt. Auf der anderen Seite gewannen in derselben Jugendphase auch all die Dinge an Wichtigkeit, die ich heute als Grundfesten meines Lebens empfinde: Musik, Freundschaft, Freiheit, Liebe.

2018 kam eine weitere Sache hinzu, die für mich lange Zeit nicht zur Debatte gestanden hatte. Meine Frau und ich

haben einen Sohn bekommen. Dass wir jetzt Eltern sind, lässt uns noch mal ganz neu über Aspekte wie Zukunft und Familie nachdenken. Die Kapitel in diesem Buch sind solchen Aspekten gewidmet. Ich hab mich dafür entschieden, meine Geschichte nicht durchgehend in klassischer Chronologie von vorne bis hinten zu erzählen, sondern die jeweiligen Themen an den verschiedenen Ereignissen meines Lebens zu spiegeln. Im Prinzip kann man also jedes Kapitel unabhängig voneinander lesen. Wie die Songs auf einem Musikalbum. Denn um Musik dreht sich am Ende ja irgendwie doch alles. Ich sag mal: Play!

Euer Sasha

AUF DER REISE

Ich liebe es, auf Tour zu sein. Und gleichzeitig hasse ich es. Das klingt vielleicht unlogisch, aber viele, die mal über mehrere Wochen mit einer Band durch die Lande gereist sind, können das sicher nachvollziehen. Auf der einen Seite ist da das Adrenalin, die Gemeinschaft, die Bewegung und das ganze lustige Chaos am Rande. Aber in den Momenten, in denen es still wird, in denen mal keiner lacht, rumschreit oder irgendwas von einem will, bricht dann oft doch die Melancholie durch. Wenn ich nachts mit rauschenden Ohren, noch halb high vom Applaus und der Aftershow-Party auf meiner Pritsche im Tourbus liege und hinterm Fenster die Autobahn an mir vorbeifliegt, würde ich oft gern einfach nur aufstehen, zum Fahrer latschen und zu ihm sagen: »Pass auf, wir knicken die nächste Stadt und fahren direkt nach Hause.« Mache ich natürlich nicht. Weil ich meinen Beruf liebe. Und weil die Melancholie spätestens beim nächsten Soundcheck vorbei ist. Und weil ich genau weiß, dass ich sehr schnell wieder zurück auf die Straße wollen würde, sobald ich ein paar Tage zu Hause wäre. Das sind meine zwei Herzen. Bin ich zu lange unterwegs, hab ich Heimweh. Bin ich zu lange zu Hause, bekomme ich Fernweh. Das In-Bewegung-Bleiben und die

Freiheit, überall hinreisen zu können, sind mir wichtig. Aber diese innere Zerrissenheit liegt mir wahrscheinlich schon von Geburt an im Blut.

Meine Mutter ist in einer Schaustellerfamilie groß geworden. So richtig klassisch. Die zogen von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, von Kirmes zu Kirmes und haben vom Riesenrad über die Raupe bis zum Ringewerfen-Stand alles irgendwann mal gemacht. Ihr Vater, mein Opa Schneider, war in der Branche eine Zeit lang eine große Nummer. »Auf der Reise«, wie die eingeschworene Gemeinschaft der Schausteller ihre Parallelwelt nennt, genoss Opa Schneider hohes Ansehen. Was die Körpergröße anging, war er ein recht kleiner Mann, nur 1,70 Meter groß, aber er war hart im Nehmen und Austeilen und hatte eine große Autorität. Ihn umgab eine Aura, mit der er Menschen um den Finger wickeln konnte und an sich band. Auch durch Furcht. Er muss ein ziemlicher Tyrann gewesen sein, gehörte halt zur alten Garde von Schaustellern. Die lebten in ihrer eigenen Welt.

Das Schaustellerleben war hart. Die Leute befanden sich immer auf dem Sprung, das Aufbauen der Fahrgeschäfte war brutale Knüppelarbeit, die bei Wind und Wetter erledigt werden musste, man lebte in Wohnwagen, die zwar vergleichsweise groß und tipptopp ausgestattet waren, aber als Heim für komplette Familien dann doch nur sehr begrenzt Raum zur Entfaltung boten. Allerdings gehörte die Enge auch ein bisschen zum Selbstverständnis der

Kirmesleute dazu. Fester Zusammenhalt war bei ihnen oberstes Gebot, sie waren sehr distanziert gegenüber »normalen« Leuten und folgten eigenen Regeln, die mit offiziellen Gesetzen nicht viel zu tun hatten. Die Storys, die meine Mutter über ihre Jugend erzählt, lassen mich oft mit offenem Mund dasitzen. Das ist teilweise megalustig, manchmal aber auch so böse, dass ich hinterher Schwierigkeiten habe, mit meiner Mutter im selben Raum zu sein. Echt so internationales Netflix-Material, sag ich euch. Allein damit könnte man ein eigenes Buch füllen.

Mein persönlicher Bezug zu Opa Schneider war überschaubar. Ich hab ihn nur selten getroffen. Er interessierte sich auch nicht besonders für mich. Ich war nur eins seiner gefühlten dreißig Enkelkinder. In seinen drei Ehen produzierte er elf Kinder, von denen ich weiß – das letzte im Alter von 72 Jahren mit einer 17-Jährigen. Aber es ist gut möglich, dass er sich entlang seiner Reiseroute noch bei ein paar weiteren Affären verewigt hat, von denen wir nie erfuhren. Was Frauen anging, war er wohl nicht besonders treu.

Meine Mutter hatte ein gespaltenes Verhältnis zu ihrer Schaustellerfamilie. Einerseits war sie stolz auf ihre Herkunft, andererseits wollte sie ihren eigenen Kindern das harte Aufwachsen als Kirmeskinder ersparen. Deshalb kehrte sie dem Leben auf der Reise den Rücken, als sie Anfang der Siebziger meinen Vater kennenlernte. Wenn ich heute Fotos der beiden von früher sehe, muss ich sagen, sie

haben optisch gut zusammengepasst. Meine Mutter war klein – nur 1,53 Meter –, attraktiv, hatte eine gute Figur, mein Vater war sportlich und trug so einen Seventies-Schnurrbart, der heute der Stolz eines jeden Hipsters wäre. Er überragte meine Mutter um 30 Zentimeter, maß 1,83 Meter. Damit war er exakt so groß wie ich heute. Allerdings hatte er einen völlig anderen Körperbau. Viel schmaler. Damals boxte er Federgewicht und war Bundeswehrsoldat.

Als meine Mutter meinen Vater heiratete, war sie 17 und er 18. Ob sie wirklich dachte, dass sich durch die Hochzeit ihr ganzes Leben ändert? Eigentlich hätte sie schon beim Namen misstrauisch werden können. Vorher hatte sie Schneider geheißen, jetzt hieß sie Schmitz. Super Veränderung! Aber immerhin: Wo sie vorher mit ihrer Familie von Jahrmarkt zu Jahrmarkt getingelt war, zog sie jetzt in die Dachgeschosswohnung eines Giebelhauses in Soest, Hauptstadt der Soester Börde, gelegen auf halber Strecke zwischen Dortmund und Paderborn. Das Haus lag direkt neben dem Freibad und gehörte Willie, einem alten Mann, der allein im Erdgeschoss lebte. Meine Eltern wohnten zur Miete bei ihm. Am 5. Januar 1972 schließlich kam dann ich im Soester Marienkrankenhaus zur Welt. Mit meiner Geburt waren eigentlich alle Voraussetzungen für ein gesetzeltes Leben erfüllt: Ehe, fester Wohnsitz, Baby. Doch dabei blieb es nicht. Denn die Ehe ging schief.

Als ich vier Jahre alt war, ließen sich meine Eltern scheiden. Nicht, dass ich mich besonders gut an diese Zeit erinnern könnte, aber ich war auf jeden Fall nicht unglücklich über die Trennung. Wegen seines Jobs war mein Vater sowieso häufig weg gewesen, und wenn er doch zu Hause war, stritten meine Eltern ständig. Ich hasse Streit. Bis heute kann ich es schwer ertragen, mich in einem Raum aufzuhalten, in dem unaufgelöste Aggressionen oder Meinungsverschiedenheiten in der Luft hängen. Das ging mir schon damals so. Also betrachtete ich die Scheidung mit kindlichem Pragmatismus. Dass mein Vater weg war, bedeutete, dass nicht mehr gestritten wurde. Das fand ich gut. Also fand ich in gewisser Weise auch die Scheidung gut.

Meine Mutter und ich zogen dann erst mal zu meiner Großtante Lotti und ihrem Mann Kurt nach Herford. Bei denen gab es keinen Streit. Stattdessen gab es Bier, Zigaretten und – ganz wichtig – eine Jukebox. Sie hatten nämlich eine Kneipe. An die Wohnung über dem Schankraum, in der wir übernachteten, kann ich mich kaum noch erinnern, an die Kneipe dagegen sehr gut. Zünftiger Nachkriegs-Chic. Holzvertäfelt, verraucht, nikotingelbe Gardinen. Am Tresen saßen immer die gleichen Stammgäste vom Typus alter Opa mit Gehstock und Hut, die den ganzen Tag lang Bier tranken, redeten und Witze erzählten. Nebenbei wurde Mastermind gespielt. Das war so ein Brettspiel, bei dem der eine Spieler – der

Codierer – einen verdeckten Farb-Code aus fünf verschiedenfarbigen Steckknöpfen festlegte, den der andere Spieler – der Rater – in zwölf Runden herausfinden musste, indem er eigene Steckknopf-Farbkombinationen vorschlug, deren richtige Elemente der Codierer bestätigte, indem er weiße oder schwarze Stäbchen ins Spielbrett steckte. Klingt kompliziert, war aber eigentlich ganz einfach und sehr Spaßig. Das sage ich aus Erfahrung, denn ich spielte immer mit den alten Herrschaften. Um 50 Pfennig. Die bekam ich, wenn ich gewann. Und ich gewann oft. Ich war ein großes Mastermind. Das dachte ich zumindest damals. Heute glaube ich, dass mich die Oldies bei den meisten Spielen nur gewinnen ließen. Erstens, damit sie danach eine Weile ihre Ruhe vor mir hatten, zweitens, damit es in der Kneipe Musik gab. Denn jedes Mal, wenn ich 50 Pfennig gewonnen hatte, rannte ich sofort zur Jukebox, warf die Münze in den Schlitz und suchte drei Lieder aus. Das war immer ein magischer Moment, wenn ich auf dem Hocker vor dem riesigen Kasten stand und die Tasten drückte; wenn surrend der Greifarm ausfuhr und aus den Hunderten von Vinyl-Singles den gewünschten Titel auswählte und auf den Plattenteller hob; wenn der Tonarm sich absenkte und nach einem kurzen Knistern das gewählte Lied losdröhnte. Danach war ich immer ganz stolz.

Tante Lottis Jukebox war es auch, die mir meinen wohl ersten richtigen Ohrwurm bescherte: »Daddy Cool« von

Boney M. Der Song war damals brandneu. Ich fand es super, wie der Sänger mit der tiefen Stimme die Strophen sang, deshalb versuchte ich immer, ihn zu imitieren. Zum großen Amusement der Kneipengäste. Da ich die englischen Lyrics nicht verstand, behalf ich mir mit lautmalerischem Gesichtsendenglisch und machte mir meinen eigenen Reim auf den Text. Jahrelang dachte ich, dass es in dem Lied um eine Kuh ginge – die »Daddy Kuh«. Aufs Kombinieren verstand sich Mastermind Klein Sasha nun mal.

Während ich durch Tante Lottis Kneipe tanzte und Mastermind spielte, traf meine Mutter irgendwo meinen Vater wieder. Dabei fingen wohl alte Gefühle neues Feuer und die beiden hatten noch mal ein bisschen sexy time. Das Resultat war mein kleiner Bruder Norman. Der kam zur Welt, als ich fünf war. Daraufhin heirateten meine Eltern ein zweites Mal. Die Zeit danach war eigentlich ganz schön. Wir zogen zurück nach Soest, in einen Wohnblock am Teinenkamp, einer kleinen Arbeitersiedlung hinterm Bahnhof am Stadtrand. Da gab's einen Spielplatz, ein Wäldchen und vor allem viele Nachbarskinder. Das ist das Gute an solchen Siedlungen: Es sind immer viele Kids zum Spielen am Start, deshalb wird es nie langweilig. Außerdem treffen verschiedene Altersstufen aufeinander, sodass man sich bei den Älteren ein bisschen was abgucken kann. Wir machten da lustige Sachen, Abenteuersachen. Im Wäldchen unterirdische Buden bauen; mit behelfsmäßigen Spießen

hinter Treckern herrennen, die über die angrenzenden Felder tuckerten, und nebenbei Zuckerrüben klauen; mit den Rüben kokeln, bis der Zucker karamellisierte; Softball-Turniere auf dem Garagenhof; Friedenspfeifen rauchen mit gedrehten Wildgräsern; im Sommer die Filme und Serien aus dem ZDF-Ferienprogramm nachspielen.

Die Siedlung und ihre Umgebung war unser Abenteuerland. Das war noch besser als die Kneipe von Tante Lotti. Diese Phase war auch die einzige meiner Kindheit, in der ich mich an eine Art normales Familienleben erinnern kann. Mein Vater war zwar jetzt in Süddeutschland stationiert und immer noch selten zu Hause, aber wenn er da war, lief es ganz gut. Meine Eltern stritten nicht mehr ständig, sondern schienen auch mal Spaß zu haben und zu feiern. Entweder kamen Gäste zu uns, oder meine Eltern gingen zusammen zu den Nachbarn runter. Es war Leben im Haus, das war schön. Leider war es nicht von Dauer. Denn nach vielleicht zwei Jahren ging es wieder los mit der Streiterei. Meine Mutter glaubte immer, ich würde das mit meinen sieben, acht Jahren nicht mitkriegen, aber da irrte sie sich. Ich hatte feine Antennen für die Stimmungen in der Wohnung, und weil meine Mutter mir im Gegensatz zu meinem Vater sehr nahestand, wusste ich meist, auch ohne dass sie es aussprach, wenn sie sich schlecht fühlte. Trotzdem sagte ich nichts. Ich ließ sie in dem Glauben, ich würde das Trudeln ihres zweiten Eheanlaufs nicht bemerken. Half aber natürlich nicht.

Spätestens als die zweite Trennung spruchreif war, kam die Wahrheit ja sowieso raus. Da war ich neun und Norman vier.

Mein Bruder verkräftete die Trennung meiner Eltern schlechter als ich. Während ich happy war, dass die Streiterei aufhörte, fehlte Norman eine Vaterfigur. Er weinte oft, war manchmal zornig. An diese Zeit zwischen meinem Bruder und mir erinnere ich mich noch gut, weil sich nach dem Auszug unseres Vaters unser Verhältnis spürbar veränderte. Plötzlich wurde ich zu einem immer wichtigeren Ansprechpartner für ihn. Streckenweise fühlte ich mich sogar ein bisschen wie ein Ersatzpapa, konnte diese Rolle aber damals natürlich gar nicht schultern, ich war ja selbst noch ein Kind. Dass Norman und ich so unterschiedlich tickten, machte das Ganze nicht einfacher. Er war sehr körperlich, ich ein Kopfmensch; er sehr verschlossen, ich offen; er eher praktisch, ich eher musisch. Man könnte vielleicht auch sagen, ich war ein Mamakind, Norman ein Papakind. Jetzt, wo Papa weg war, fehlte ihm also viel mehr als mir. Da ich meinen Bruder oft nicht verstand, ging ich oft nicht ganz fair mit ihm um. Wenn wir stritten, wurde ich arrogant, obwohl ich wusste, dass ich Norman damit zur Weißglut trieb und aggressiv machte; wenn ich merkte, dass ich ihm bei irgendwas überlegen war, kostete ich es aus. Teilweise lieferten wir uns amtliche Kämpfe. Ich versteckte mich unterm Bett und erschreckte ihn halb zu Tode, im Gegenzug schmiss er mir

das eine oder andere schwere Matchbox-Auto an die Rübe, worauf ich mir die nächste Revanche überlegte, und so weiter. Vieles davon tut mir heute leid. Ich weiß, dass ich manchmal kein guter großer Bruder war. Aber Kinder sind grausam. Gerade zu denen, die ihnen eigentlich am nächsten stehen. Im Zuge des Älterwerdens beruhigte sich unser Verhältnis aber. Heute stehen Norman und ich uns nahe, worüber ich sehr froh bin. Wir haben schließlich viel miteinander erlebt.

Nach der zweiten Scheidung hatte meine Mutter erstmal die Nase voll von den Kerlen. Gemeinsam mit Gaby, einer anderen alleinerziehenden Mutter, und ihren zwei Söhnen zogen wir in eine Altbauvilla in Bad Sassendorf. Dort hatten Männer keinen Zutritt. Nicht weil meine Mutter und Gaby eine lesbische Beziehung angefangen hätten, sondern weil die beiden sich einig waren, dass Männer im Haus nur Ärger bedeuteten. Für mich war es das erste Mal, dass ich bewusst in einem Haus wohnte, das wir komplett für uns hatten – mit einer Treppe, die man auf Matratzen runterrutschen konnte, und einem Garten mit Birnenbäumen zum Rumklettern. Ich fand das super und hätte es sehr gut länger dort aushalten können, aber mich fragte natürlich keiner. Stattdessen lernte Gaby nach einem halben Jahr einen neuen Mann kennen. Der kam öfter mal zu Besuch. Tja, so viel also zur Keine-Männer-Regel, die damit schnell wieder vergessen war. Ich mochte ihn auch, aber meine Mutter war genervt, weil er anfang, über Nacht

zu bleiben und sich in die Haushaltsführung einzumischen. Das war gegen die Vereinbarung. Also krachte es zwischen den beiden Frauen, Gaby zog aus, und weil meine Mutter sich die Villa allein nicht leisten konnte, räumten auch wir wieder mal das Feld und es ging zurück nach Soest.

Damit war das Projekt Sesshaftigkeit mehr oder weniger gegessen. Auch die folgenden Jahre blieben unruhig. Ich hab irgendwann mal nachgezählt. Bis ich mit 18 in meine erste eigene Wohnung zog, bin ich mit meiner Mutter insgesamt ganze fünfundzwanzig Mal umgezogen. Rekord waren drei Wohnungswechsel innerhalb eines Jahres. In der Regel fanden die Umzüge statt, weil meine Mutter einen neuen Mann kennengelernt hatte. Sie träumte immer davon, jemanden zu finden, der ihr guttat, mit ihr zusammenblieb und auch für uns Kinder als Vater funktionierte. Im Soest der Achtzigerjahre war das schwierig. Da konnten die Kerle mit emanzipierten Frauen wie meiner Mutter offenbar nicht umgehen. Von Dauer war keiner der Beziehungsversuche. Mal zogen wir gemeinsam mit den Männern um, manchmal auch direkt zu ihnen, aber das Ergebnis blieb immer das gleiche: Nach einer Weile stellten sie sich als Idioten heraus, sodass wir wieder das Weite suchten. Bei Männern hatte meine Mutter kein gutes Händchen. Vielleicht stand sie auf die falschen Typen. Oder ihr Freigeist passte nicht zur Welt der Sesshaften. Letztlich fühlte sie sich ja noch immer stark ihrer Schaustellerfamilie verbunden, allen Streitereien zum

Trotz. Das merkte man spätestens, wenn ihre Brüder, meine Onkels, zu Besuch kamen – Fredi, Gunnar, Walter und Hansi.

Hansi kam im Herbst immer mit seinen Fahrgeschäften zur Allerheiligenkirmes nach Soest. In der Zeit wohnte er meist bei uns. Als Gegenleistung brachte er uns Kindern Chips für sämtliche Karussells auf der Kirmes mit. Die sammelte er bei allen seinen Kollegen ein, bevor er zu uns kam, einen ganzen Mayonnaise-Eimer voller Jetons. Das war gigantisch. So viel Karussell konnte ich gar nicht fahren, um die alle zu verbrauchen. Die Hälfte der Chips verschenkte ich an Freunde und Nachbarskinder. Auch sonst war es toll, wenn Onkel Hansi zu Besuch war, denn er brachte mir alle möglichen Kunststücke bei. Das Tolle an den Angehörigen der alten Schaustellergeneration war, dass jeder von ihnen die gesamte Bandbreite des Entertainment-Programms beherrschte. Alle meine Onkels konnten superkrass reiten, ja sogar auf dem Rücken des Pferdes stehen, mit Rückwärtssalto absteigen und den ganzen anderen Huckenschnuck. Jeder von ihnen konnte Handstand, Flickflack, Pantomime oder irgendeinen Zaubertrick, und wenn's nur der verschwundene Finger war. Sie mussten das können, damit sie auf dem Jahrmarkt überall einsetzbar waren – als Clowns, die Luftballons verkauften, genauso wie als Vorreiter für die Ponys oder als Lockvögel für die Fahrgeschäfte. Schausteller sind in Dingen, die Körperlichkeit betreffen, eigentlich alle sehr

gut. Das liegt an der Nähe zum Zirkus. Auf der Reise ist man entweder auf der Kirmes oder beim Zirkus. In fast jeder Familie gibt es Verbindungen von der einen zur anderen Branche. Irgendwo ist immer mal einer von den Schaustellern zum Zirkus gegangen oder umgekehrt.

Ich hab meine Onkels immer total für ihre Fähigkeiten bewundert und wollte ihnen nacheifern. Das freute sie natürlich. Hansi nahm mich schon als kleinen Jungen zwischen seine Beine, packte mich mit den Händen an den Füßen und stemmte mich hoch. Das war die Grundübung, die den Gleichgewichtssinn und einen sicheren Stand schulte und stetig verfeinert wurde. Bis ich irgendwann im Handstand auf Hansis Händen stehen konnte oder im Rückwärtssalto aus seiner Hand sprang. Auch Spagat, Flickflack und Brücke brachte er mir bei. Ich konnte sogar in der Brücke mit dem Kopf zwischen meinen eigenen Beinen durchgucken, so gelenkig war ich. Wenn ich mir das heute vorstelle, finde ich das fast unglaublich, aber damals war es normal. Wo andere Jungs im Garten Fußball spielten, machte ich mit meinem Onkel Turnübungen und Kraftakrobatik. Hansi war ein guter Lehrer. Er gab mir Sicherheit und das Gefühl, dass ich keine Angst haben musste. »Ich fang dich auf«, sagte er immer. Und genau das tat er, wenn mal was schiefging.

Sobald ich alt genug war, neun oder zehn, half ich in den Oster- und Sommerferien auch direkt auf der Kirmes mit. Allerdings nicht bei Hansi, sondern bei meinem zweiten

Lieblingsonkel Walter. Walter betrieb damals das Round-up, ein Fahrgeschäft in Form eines runden Käfigs, der sich so schnell drehte, dass die Mitfahrer durch die Fliehkraft an die Außenwände gedrückt wurden, während der Käfig von einem Hydraulikarm bis fast in die Vertikale gehoben wurde. Diesen Apparat durfte ich mit aufbauen.

Handschuhe an und anpacken war die Devise. Auch hier hatte ich einen guten Lehrer: Walter junior. Der war so alt wie ich und Onkel Walters Sohn. Als er später einen eigenen Sohn bekam, nannte er ihn ebenfalls Walter. So viel zum Traditionsbewusstsein der Schausteller.

Das Abtauchen hinter die Kulissen der bunten Lichter und Fassaden war super aufregend. Auch wenn ich dank meiner Verwandtschaft näher dran war am Schaustellerdasein, war es für mich trotzdem dieselbe Traumwelt, die es für die meisten Kinder ist, die nicht dort aufwachsen. Jetzt wurde ich ein Teil ihres Alltags – ein Kirmeskind, das von Opa Schneiders gutem Ruf profitierte.

»Kommst du von der Reise?«, fragten mich die Jahrmarktbewohner, die mich nicht kannten.

»Ja«, antwortete ich stolz. »Ich komm von Schneider.«

Da zog das Gegenüber eine Augenbraue hoch und sagte: »Aha, von Schneider. Von wem denn?«

Sobald ich den Namen von Walter oder den meines Opas nannte, verflog schlagartig das Misstrauen, mit dem die Leute auf der Reise allen Nichtschaustellern gegenübertraten. Dann war ich akzeptiert und durfte für

den Rest der Ferien in ihren Fahrgeschäften umsonst mitfahren. Davon machte ich allerdings kaum Gebrauch. Wir machten uns selten gemein mit den Kirmesbesuchern, die nur den Spaß und die bunten Lichter sahen. Im Gegenteil. Meine Cousins hatten sogar eine eigene Sprache, damit sie von den Gästen nicht verstanden wurden, beziehungsweise in deren Anwesenheit über sie reden konnten, ohne dass die es verstanden. Bei den Engländern nennt man diese Schaustellersprache Pikey. Das war so was Ähnliches, wie diese seltsamen Geheimsprachen, die sich inzwischen bis zu Kindern rumgesprochen haben – nach dem Motto: Jeden Konsonant verdoppeln und ein O dazwischen, sodass Schausteller am Ende »Schoschaustostelolloleror« heißt oder so ähnlich. Ich stieg da nie so richtig durch. Realistisch betrachtet gehörte ich ja auch nie wirklich dazu. Ich war ein Halbling, ein Normalo, der wegen seiner Vorfahren einen Vertrauensvorschuss bekam und dadurch Einblicke in den Kirmeskosmos erhielt, die anderen verwehrt blieben. Ich lernte sein Erwachen im Morgengrauen kennen, seine emsige Geschäftigkeit, bevor die tägliche Show losging, sein verborgenes Eigenleben im Dunkel der Nacht, wenn die bunten Lichter verloschen waren. Dann krochen wir Kinder wie Ratten aus den Löchern und kletterten unter den Karussells herum, um Sachen zu suchen, die den Fahrgästen tagsüber aus den Taschen gefallen waren. Besonders unter den Plateaus von Überschlagkarussells,

wie dem Ranger, wo die Gondel zwischendurch kopfüber stehen blieb und den Leuten das Geld aus den Taschen schüttelte, fand man eine Menge Zeug, das heruntergefallen und durch die Ritzen gerutscht war. Nicht nur Münzen, auch Uhren, Schmuck, Halsketten und ganze Portemonnaies. Danach suchten wir. Diese Tätigkeit nannte sich Filzen. Wir hatten die Ansage, dass alle Fundstücke an der Kasse abgegeben werden sollten, für den Fall, dass die rechtmäßigen Besitzer wiederkamen, um sie abzuholen. In der Regel kam allerdings keiner. Dann waren unsere Trophäen Finderlohn. Bei besonders attraktiven Fundstücken kam es zugegebenermaßen auch mal vor, dass sie direkt in unsere Tasche wanderten.

Filzen war Spaß, der Rest war Arbeit. Meine Cousins mischten überall mit. Sie saßen an der Kasse, erledigten Reparaturen, machten Botengänge, schafften Fahrgäste ran und fuhren schon mit 14 riesige Zugmaschinen, mit denen die Einzelteile der Karussells abtransportiert wurden. Die Zugmaschinen durften sie trotz ihrer Jugend sogar offiziell fahren. Dafür hatten sie eine Sondergenehmigung. Nicht gearbeitet wurde auf der Kirmes nur, wenn geschlafen wurde. Es war ein knüppelhartes Leben. Ertragreich war es allerdings auch. Meine Onkels fuhren immer dicke Autos – besonders beliebt war Mercedes S-Klasse –, und weil sie großen Wert auf ein gepflegtes Äußeres legten, hatten sie von der Closed Jeans bis zum Armani-Pullover immer die tollsten

Klamotten. Solche Statussymbole fand auch ich super, aber ich hätte sie nie im Leben für eine Wohnung mit Badewanne und richtiger Küche eingetauscht. Nach den Ferien war ich jedes Mal froh, wenn ich wieder zu Hause war. Auch wenn wir nie viel Geld hatten und letztendlich auf kleinerem Fuß lebten als meine Onkels, fand ich persönlich jede der fünfundzwanzig Behausungen, die ich im Laufe meiner Jugend mit meiner Mutter bewohnte, luxuriöser als den Alltag auf der Reise.

Trotzdem setzte ich meine Ferienerlebnisse mit meinem besten Freund Uwe in begeisterten Kirmesspielen fort. Wir bauten stundenlang Zugmaschinen und Karussells aus Lego nach, mit denen wir in der einen Ecke meines Zimmers einen Jahrmarkt aufbauten, nur um ihn anschließend wieder abzubauen, in die gegenüberliegende Ecke des Zimmers zu transportieren und neu aufzubauen. Schausteller-Action im Pocketformat quasi. Uwe infizierte ich dadurch mit dem Reisevirus. Er war immer sehr fasziniert von meinen Erzählungen, fand meine Onkels super und wollte unbedingt selbst Schausteller werden. Aber sein Vater war halt Busfahrer und auch sonst gab es in seiner Familie keine Kirmes- oder Zirkusleute. Ihm fehlten also die familiären Vorschusslorbeeren, mit denen ich auf der Reise punkten konnte. Er musste sich richtig ins Zeug legen, um sich ein Standing im verschworenen Kirmes-Clan zu erarbeiten. Aber er schaffte es. Erst half er bei meinen Onkels und Opa Schneider mit, später, als wir

schon keinen Kontakt mehr hatten, zog er es tatsächlich durch und betrieb irgendwann seine eigenen Jahrmarktgeschäfte. Uwe ist ein gutes Beispiel dafür, dass Schaustellerei Leidenschaft ist. Man muss dafür brennen. Dann überwindet man auch die Grenzen, die die Kirmesleute um ihre Gemeinschaft ziehen.

Seit damals hat sich das Schaustellergeschäft allerdings sehr verändert. Heutzutage ist dort nicht mehr viel zu holen. Die Kirmesbesucherzahlen gehen stetig zurück, immer mehr Volksfeste geben auf. Wer da nicht bei den großen Playern Oktoberfest, Rheinkirmes oder Canstatter Wasen dabei ist oder sich umorientiert, hat schlechte Karten. Bei meinen Verwandten konnte ich beobachten, wie sie immer härter ums Überleben kämpfen mussten. Onkel Walter ging irgendwann auf Nummer sicher und stellte sein Fahrgeschäft zehn Jahre fest in den Warner Bros Movie Park in Bottrop. Damit fielen ein paar Unsicherheiten weg, aber auch die saisonalen Topverdienste, die früher im Sommer angefallen waren. Und das Reisen natürlich, das ja eigentlich zum Geschäft dazugehörte. Eigentlich, glaub ich, fand Walter Bottrop doof. Mein Cousin hatte einen guten Riecher. Er folgte vor zehn Jahren dem Ruf nach England und Japan. Besonders in Japan sind deutsche Weihnachtsmärkte ein großes Ding. Das finden die Leute dort skurril, deshalb werden für gutes Geld deutsche Standbetreiber nach Japan eingeladen, damit sie von Tokio bis Osaka Christkindl-Folklore verbreiten. Mein Cousin war

einer von ihnen. Mit dem Verdienst finanzierte er sich eine Fischbude, die er mittlerweile fest an der Ostsee betreibt, wo er auch lebt. Er ist »privat geworden«. So nennen es Schausteller, wenn jemand der Reise den Rücken kehrt.

Was mich selbst betrifft, glaube ich inzwischen, dass ich viel mehr vom Reiseblut meiner Schaustellerfamilie in mir trage, als ich lange angenommen hatte. Als 2020 der Corona-Lockdown zuschlug und von heute auf morgen nicht nur Konzerte, sondern mehr oder weniger auch Urlaube verboten waren, wurde mir vielleicht zum ersten Mal richtig bewusst, wie wichtig es mir ist, die Freiheit zu haben, jederzeit meine Sachen packen zu können und irgendwohin zu reisen. Und wie sehr es spätestens seit dem Start meiner Solokarriere zum festen Bestandteil meines Lebens geworden ist. Die frühen Sasha-Videos haben wir auf der kolumbianischen Insel San Andres, in Kanada und Schweden gedreht. Nachdem »If you believe« ein internationaler Hit geworden war, gab es Promotrips nach Thailand, Malaysia und quer durch die USA, ich reiste zu Preisverleihungen nach London, zu Charity-Auftritten in den Vatikan, für »Sing meinen Song« ging es nach Südafrika. Auf einige dieser Reisen komme ich später noch mal zurück. An dieser Stelle schließe ich den Kreis mit jener Seite meines Jobs, die dem Auf-der-Reise-Sein der Schausteller am nächsten kommt: dem Touren. Ich bin in den vergangenen zwanzig Jahren mit den unterschiedlichsten Formaten kreuz und quer durch

Deutschland, Österreich und die Schweiz gerauscht – von den Clubtouren mit Dick Brave über die Open-Air-Serie zu »Greatest Hits« bis hin zu den Theater-Shows mit »Alive & Swingin«. Jede Tour war anders, aber eins hatten sie alle gemeinsam – das melancholische Gefühl von Heimweh in den Augenblicken der Stille, die ich am Anfang des Kapitels beschrieben habe.

Manchmal frage ich mich in solchen Momenten, ob Onkel Hansi, Opa Schneider und die Walters dieses Gefühl überhaupt kannten. Eigentlich eine überflüssige Frage. Natürlich kannten sie es. Der Unterschied zwischen ihnen und mir war in erster Linie der, dass sie sich auf der Reise heimischer fühlten als zu Hause. Dass ihr Fernweh stärker war als ihr Heimweh. Bei mir ist es umgekehrt. Je älter ich werde, desto wichtiger wird mir ein fester Platz im Leben. Seit ich Ehemann und Vater bin, umso mehr. Aber mir ist auch klar, dass die tollsten Erlebnisse und Begegnungen zustande kommen, wenn man unterwegs ist. Das zeigte sich durch die vielen tollen Menschen, die ich durch die häufigen Umzüge in der Kindheit kennenlernte, und es bestätigt sich noch heute auf Konzertreisen, bei Promotrips oder auch im Urlaub. Daran versuche ich mich zu erinnern, wenn ich im Tourbus einen ruhigen Moment habe und ich mich nach Hause wünsche. Und dann drehe ich mich um und mache die Augen zu, statt zum Fahrer zu latschen und ihm zu sagen, dass wir die nächste Stadt knicken, denke daran, dass ich am nächsten Abend wieder auf der Bühne

stehen darf – auf der ich mich, egal wo, eigentlich immer zu Hause fühle.